

# ZENTRUM SENIORENSTUDIUM LMU

## *Vortragszyklus (Ringvorlesung)*

**Autor:** Eugen Biser

**Titel:** „Urzeichen des Christseins. Der Ort des Christentums im Feld der Weltreligionen“

**Datum:** Januar 2006

## **URZEICHEN DES CHRISTSEINS**

### **Der Ort des Christentums im Feld der Weltreligionen**

Dieser Ort kann nur bestimmt werden, wenn seine Identität geklärt ist. Die aber steht und fällt mit seinem Gottesbegriff. Das Christentum steht in Konkurrenz zu seinem älteren „Bruder“, dem Judentum, und seinem jüngeren „Neffen“, dem Islam. Beide nehmen für sich in Anspruch, die *wahren Söhne Gottes* zu sein. Im Verhältnis zu ihnen kann sich das Christentum nur mit Hilfe seines Gottesbegriffs ausweisen. Denn das Judentum hat einen Gott, der dem Menschen das Weggeleit durch sein Gesetz gibt, über das der fromme Jude Tag und Nacht nachsinnt, um ihm stets neue Wegweisungen zu entnehmen. Der Islam verfügt demgegenüber über ein kurzgeschlossenes Gottesverhältnis, das den frommen Muslim in Allah und seinem Willen völlige Geborgenheit finden läßt. Was zeichnet das Christentum im Vergleich damit aus?

Die Antwort darauf gibt ein Name: Jesus Christus. Er ist der größte Revolutionär der Religionsgeschichte, der das Verhältnis zu Gott auf eine neue Basis stellte. Denn diese Basis war in allen Religionen, angefangen von der ägyptischen, der iranischen, der assyrisch-babylonischen, der griechisch-römischen und germanischen instabil, da den Göttern des Lebens, der Hilfe und der Liebe stets Götter des Verderbens, des Krieges und des Todes gegenüberstanden. Das setzte sich sogar in die Abrahamsreligionen fort, sofern der Gott des Judentums zärtlich wie ein Liebhaber (nach Ezechiel) mit dem in der Wüste aufgelesenen Findelkind Israel umgeht, es aber wegen seiner späteren Untreue (nach Hosea) wie ein wütender Bär anfällt und wie Eiter und Wurmfraß zerstört. Ein ähnlicher Dualismus kennzeichnet das Gottesbild des Islam.

Dem setzte Jesus seine revolutionäre Großtat entgegen. So sehr er Bosheit und Sünde verabscheut, kennt er doch keinen Gott, der seinem Willen wie ein Strafrichter Nachdruck verleiht, sondern nur den Gott, der nach einem Schlüsselwort seiner Bergpredigt „gütig ist sogar gegen die Undankbaren und Bösen“ (Lk 6,35). Sein Gott ist der der bedingungslosen Liebe, die den Menschen von seiner inneren, der Todverfallenheit entstammenden Zerrissenheit zu heilen sucht, um ihn für das Geschenk seiner Liebe reif und bereit zu machen, die ihm sodann mit seiner Liebe alles gibt (Röm 8,32: „wie sollte er uns mit ihm

nicht alles schenken?“), ihm dafür aber auch alles - Liebe aus ganzem Herzen, ganzer Wesens- und Geisteskraft - abverlangt.

Dadurch kommt das Gottesverhältnis auf eine feste, unerschütterliche Grundlage, wie sie derjenige benötigt, der auf die Liebe Gottes mit seiner Gegenliebe antworten soll. Ist aber der nach *Joseph Ratzinger* liebesunfähige Mensch dazu imstande? Auf diese Frage hat Paulus im Römerbrief gleich zweimal geantwortet: zunächst in dem Hymnus, mit dem er seine geradezu evolutionäre Sicht des Weltgeschehens beschließt. Dabei hätte er die der Nichtigkeit unterworfenen Welt mit dem Lichtblick auf deren Ziel in der universalen Gotteskindschaft aufgehellert (Röm 8,19f). Darauf stützt er sich in seinem abschließenden Hymnus, wenn er sagt:

*Wenn Gott für uns ist, wer ist dann gegen uns? Wenn er seinen eigenen Sohn nicht geschont, sondern ihn für uns alle hingegeben hat - wie sollt er uns nicht mit ihm alles schenken? Was kann uns trennen von der Liebe Christi? Bedrängnis oder Not oder Verfolgung, Hunger oder Kälte, Gefahr oder das Schwert. Doch all das überwinden wir durch den, der uns geliebt hat. Denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Gewalten der Höhe noch der Tiefe noch irgendein Geschöpf uns trennen können von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn. (Röm 8,37ff)*

Die zweite Antwort gibt er mit der These von der in die Herzen eingegossene Liebe (Röm 5,5), die der menschlichen Liebesunfähigkeit mit dem Gedanken der göttlichen Einstiftung der Liebe begegnet. Damit schließt sich der Ring zur Gottesentdeckung Jesu, die nun vom Liebesunfähigen Menschen förmlich Besitz ergreift. Seiner Liebesunfähigkeit kommt Gott dadurch zuvor, daß er ihm seine Liebe ins Herz gießt, und das heißt nach *Augustinus*, dass er sich selbst im Menschen liebt, wobei er zugleich darauf hinwirkt, dass sich das verhärtete Menschenherz seiner Entgegenkunft erschließt. Es gibt somit nicht nur das „Wunder des Verstehens“ (*Gadamer*), sondern, diesem womöglich sogar vorgeordnet, das „Wunder des Verliebens“. Das eine bezieht sich auf den Zentralakt des Glaubens, das andere auf das Zentralgeschehen des christlichen Lebens.

Seit dem ersten Vatikanum, das den Glauben als gehorsame Unterwerfung unter die Autorität des ihm gebietenden Gottes definierte, kam die Glaubensszene in tiefgreifende Bewegung, ausgelöst zunächst durch die theologische Entwicklung, die mit *Pierre Rousselot*, *Maurice Blondel* und *Karl Adam* trotz aller Bedrängnis durch Einsprüche und repressive Akte der Kirchengipfel auf den subjektiven Mitvollzug des Glaubensaktes abhob, sodann und vor allem aber durch die nach Mitte des 20. Jahrhunderts ausgebrochene Autoritätskrise, die auf eine Neukonzeption des Glaubens drängte. Die rettende Lösung brachte *Hans-Georg Gadamer*, als er in seiner philosophischen Hermeneutik „Wahrheit und Methode“ zwischen der Autorität des Machthabers und der des Lehrers unterschied und dadurch auf *Kierkegaards* Ansatz zurückgriff, daß „Gott der Lehrer ist“. Jetzt führte schon ein kleiner Schritt zur

Erkenntnis, daß die Selbstmitteilung Gottes in seiner Offenbarung das Verstehen des Menschen zum Ziel hat. Gott erniedrigte sich nach *Gregor von Nyssa* bis zu „Krippe und Kreuz“ und begab sich damit seiner Machtposition, um sich dem Menschen verständlich zu machen und in ihm das „*Wunder des Verstehens*“ zu bewirken.

Auf ähnliche Weise kommt das „Wunder des Verliebens“ zustande, dem die von *Ratzinger* angesprochene Liebesunfähigkeit des Menschen entgegensteht. Sie hat ihre letzten Wurzeln in der Todverfallenheit des Menschen, die ihm den verzweifeltsten Wunsch eingibt, wenn er schon sterben muß, dann möglichst viele in seinen eigenen Tod mit hineinzureißen. Und das, wenn es nicht physisch angeht, so doch intentional, indem er die anderen haßt, dadurch aus seinem Lebensentwurf austreicht und so zumindest tendenziell sterben läßt. Dieser Bann konnte nur dadurch gebrochen werden, daß einer aus der großen Reihe der Todgeweihten nicht für sich – wie es sogar von den für andere in den Tod Gehenden gilt –, sondern für alle anderen starb, so daß nun das Umgekehrte gilt: „Keiner von uns lebt sich selbst und keiner stirbt sich selbst. Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Ob wir nun leben oder sterben, wir sind stets des Herrn.“ (Röm 14,7f) Das ist eine uns von unseren Wurzeln her ergreifende Liebe, die unserer Liebesunfähigkeit dadurch ein Ende setzt, daß sie auf den verbrecherischen Wunsch der Todverfallenen, mit ihnen zu sterben, eingeht, vor allem aber dadurch, daß sie uns hilft, uns nach dem Vorgang Jesu, uns in Gott zu verlieben.

Wenn das gelänge, würden sich alle Verhältnisse ändern. Zunächst das Verhältnis zu Gott. Denn ihn lieben, heißt soviel wie: von der von *Karl Rahner* erkannten *Gottessuggestion* ergriffen werden, die von Jesus ausgeht und Gott zum Erstgegebenen und Erstgewissen werden läßt, wie dies die Jünger Jesu an sich erfuhren, denen es trotz aller Strapazen (nach Lk 22,35) „an nichts gefehlt“ hat. Gleiches gilt von den im Horizont dieser Liebe gesehenen Mitmenschen. Von ihnen soll sich keiner Meister nennen lassen; denn sie alle sind Brüder (Mt 23,8). Das vertieft Paulus zur Lehre von dem alle Glaubenden in sich vereinbarenden *mystischen Leib*, von dem es heißt: „Wenn ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit; wenn ein Glied geehrt wird, freuen sich alle anderen mit“ (1Kor 12,16). Und das setzt sich um in seine Mahnung: „Einer trage des anderen Last; so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen“ (Gal 6,2). Wenn es sich aber so verhält, wandelt sich im Horizont des liebenden und geliebten Gottes auch das menschliche Selbstverhältnis. In der Gewißheit, von Gott und den im mystischen Leib mit ihm Verbunden geliebt zu sein, wird das welthaft definierte Selbstverhältnis überstrahlt von dem aus der Gottessuggestion und dem mystischen Kollektivbezug hervorgehenden. Immer dann, wenn der Mensch unter dem Einfluß der naturhaften, auf Abgrenzung und Gegnerschaft drängenden Instinkte selbstsüchtig und aggressiv reagieren möchte, kommt ihm die Einsicht zuvor, daß ihn mit dem anderen ungleich mehr verbindet, als was ihn aufgrund von Animositäten und Interessenkonflikten von ihm trennt. Der naturalen Indikation kommt so immerfort das Würdebewußtsein der Gotteskindschaft zuvor, stimuliert

dadurch den Gewissensruf, sich über die triebhaften Reaktionen hinwegzusetzen und der zu sich selbst rufenden Stimme zu folgen. Der uralte Konflikt zwischen Pflicht und Neigung wiederholt sich hier auf höchster Ebene im Konflikt der naturalen Selbstsucht mit der dem Instinktverlangen widerstreitenden Eingebungen der Gotteskindschaft. Dann kommt es schließlich dazu, daß wir uns in der Fußspur Jesu in Gott verlieben.

Doch was hindert die vom Zuspruch der Gotteskindschaft unterstützte Gottessuggestion an ihrer Entfaltung? Das Grundübel der Zeit! Denn wir leben in „the age of anxiety“, also im Zeitalter der Angst, die sich in zwei Grundformen der Menschen bemächtigt: als Inklusions- und Isolationsangst. Die erste befällt den Menschen in Gestalt des ihn *Umgreifenden*, also in Gestalt des *Göttlichen*, der *Welt*, der *Gesellschaft* und der *Kultur*. Für den Beter des 139. Psalms gilt:

*Ob ich sitze oder aufstehe, ob ich gehe oder ruhe – von fern kennst du meine Gedanken. Noch liegt mir das Wort nicht auf der Zunge, da kennst du es bereits. Du umschließt mich von allen Seiten und legst deine Hand auf mich. Zu wunderbar ist für mich dieses Wissen, zu hoch, ich kann es nicht begreifen. Wohin könnte ich vor deinem Geist flüchten, wohin von deinem Antlitz fliehen? Steige ich zum Himmel empor, so bist du dort – fahre ich zur Unterwelt hinab, so bist du zugegen. Und nehme ich die Flügel des Morgenrots und lasse ich mich nieder am fernsten Gestade, auch dort hielte mich deine Hand umgriffen. Und würde ich sagen: statt Licht soll mich Nacht umgeben, so würde die Nacht dir leuchten wie Licht und die Finsternis so hell wie der Tag!*

Es ist, wie der Schluß des Psalms zeigt, der zwischen Güte und Schrecken oszillierende Gott, der den Beter so zu ihm rufen läßt.

Ebenso umgreifend ist die *Welt*, die den Menschen nach *Werner Heisenberg* zunehmend sein durch die technischen Eingriffe anthropomorph gestaltetes Gesicht zuwendet und die ihm durch das sich rapide ausdehnende Straßennetz und die Verbauung der Grünflächen, vor allem aber durch die Ausbeutung der fossilen Ressourcen und der Verpestung der Luft den Lebens- und Atemraum entzieht. Nicht anders steht es um die Gesellschaft und die Kultur. Denn in ihrer Doppelgestalt als Leistungs- und Konsumwelt beutet die moderne *Gesellschaft* den Menschen nicht nur aus; sie funktionalisiert ihn vielmehr zugleich, sofern sie ihn nur als Arbeiter und Konsumenten gelten läßt. Kein Wunder, daß sich der chronisch Kranke, der weder arbeiten noch wie die Frau des Evangeliums, die ihr ganzes Vermögen vergeblich an Ärzte ausgegeben hatte (Mk 5,26), konsumieren kann, als unnützes und überflüssiges Glied der Gesellschaft vorkommen muß. Ebenso verhält es sich mit der sich zu einem wahren Moloch ausgestaltenden und sich ständig differenzierenden Kultur, die vom einzelnen weder rezipiert noch fortentwickelt werden kann, so daß sich die wissenschaftliche Forschung zunehmend in Forschungsgruppen verlagert.

Doch diesem *repressiven* Aspekt des Umgreifenden steht immer schon der *expansive* entgegen, der der *Isolationsangst* entspricht. Auch er läßt sich an den Erscheinungsformen des Umgreifenden festmachen. Zunächst am *Gottesgedanken*, der (nach Jes 40,12f) die menschliche Fassungskraft himmelhoch überragt, so daß der Prophet fragen muß:

*Wer mißt das Meer mit der hohlen Hand?  
 Wer vermißt den Himmel mit seiner Spanne?  
 Wer mißt den Staub der Erde mit einem Scheffel?  
 Wer wiegt die Berge mit einer Waage?  
 Wer ermißt den Geist des Herrn?*

Und so auch das Schlüsselwort des IV. Laterankonzils, nach dem zwischen Gott und der Kreatur keine noch so große Ähnlichkeit festgestellt werden kann, die nicht von einer noch größeren Unähnlichkeit übergriffen würde. Dieselbe Entlegenheit bestimmt das astrophysikalische *Weltbild*, das sich zumindest in zweifacher Hinsicht der menschlichen Fassungskraft entzieht. Einmal durch seine uneinholbare Ausdehnung, die sich womöglich noch durch eine auf umgekehrte Baugesetze gekennzeichnete Antiwelt ins Unfaßlich steigert. Sodann durch eine sich der Vergegenständlichung entziehende Feinstruktur, die nach *Heisenberg* den Beobachter in das Beobachtete einbezieht. Das hatte *Pascal* geahnt, als er von dem Erschauern vor dem „Schweigen dieser unendlichen Räume“ sprach.

Verhält es sich aber nicht mit der nach *Giambattista Vico* ganz gewiß vom Menschen gemachte „Menschenwelt“, der *Gesellschaft*, nicht ebenso? Darauf antwortete der amerikansiche Soziologe *David Riesman*, als er von der Verlorenheit des Menschen in der „einsamen Masse“ sprach. Um sich einsam und verloren vorzukommen, braucht man nicht in die Wüste zu gehen. In der modernen Massengesellschaft, in der jeder nur seiner Wege geht, ist der Mensch wie nur je in einer Wüste vereinsamt und verloren. Und wie steht es mit der *Kultur*, insbesondere mit ihrem literarischen Aspekt, der „Welt der Literatur“? Wenn man nur den Ausstoß eines Jahres ins Auge faßt: wo soll man anfangen; wo kann man einen Überblick gewinnen, wo liegen ihre tatsächlichen Schwerpunkte? Wir staunen über die neuesten Forschungsergebnisse, über die Fortschritte in der Nachrichtentechnik, der Raumfahrt und der Vorstöße bis zum Rand des Planetensystems, zumal aber in der Evolutionstechnik, die klonierte Lebewesen hervorbringt.

Aber ist das alles nicht ein *Verrat am Geist*, der doch seine Schwerpunkte in der Erforschung der *condition humana*, also im Menschen und der Frage nach dem Sinn seines Daseins hat? Sind das nicht Ausflüchte vor der sich angesichts der Selbstmordattentate mit wachsender Dringlichkeit stellenden Frage nach der Rettung des Menschen in dieser von Abstürzen in ungeahnte Tiefen der Barbarei bedrohten Humanität? Wie also kann der Mensch in dieser immer mehr ins Inhumane abdriftenden Zeit gerettet werden?

Die Antwort lautet: dadurch, daß er zu sich „bekehrt“ und zu sich selbst findet. Denn der Mensch dieser Zeit ist aus der Bahn geworfen, sich selbst abhanden gekommen und

entfremdet. Anders sind die Abstürze nicht zu erklären. Er hat sich selbst verlernt. Anders ist es nicht zu erklären, daß immer noch „was ist der Mensch?“ gefragt wird, obwohl ihm seit *Kierkegaard* immer wieder das größere Recht der Paradiesfrage „wo bist du?“ (Gen 3,8), insbesondere durch *Rosenzweig* und *Buber* in Erinnerung gerufen wurde. Wie bereits zu vermuten war, gilt von den steigenden Errungenschaften der modernen Hochtechnik das Augustinuswort: *grandes passus, sed extra viam*. Bei allen Leistungen brachte sie den Menschen, nicht zuletzt wegen ihrer Herkunft aus dem von *Nietzsche* angesagten Tod Gottes, von dem ihm vorgezeichneten Weg der Selbstaneignung ab, so daß der französische Präsident *Chirac*, ohne auf nennenswerte Kritik zu stoßen, offen mit einem Atomschlag gegen den aufsässigen Iran drohen konnte. Damit zog er aber nur die Konsequenz aus dem verhängnisvollen Irakkrieg, der in einer Welt, in der von der europäischen Einigung die denkbar größte Friedensverheißung ausging, die Hemmschwelle gegen den Anachronismus eines Krieges signifikant herabsetzte. Was ist dagegen zu tun?

Die Antwort gibt die geschichtliche Situation, in der die europäische Einigung wie eine geradezu providentielle Friedensverheißung erscheint. Sie muß, bei all ihrer Unvollkommenheit, als das große Wegzeichen herausgestellt werden, wie in dieser Zeit des perniziösen Anachronismus der Friede als die *gültige Zeitrechnung* wiederhergestellt werden kann. Gleichzeitig muß der auf den Abweg der Technik und ihrer Vergünstigungen geratene Mensch wieder zu sich selbst zurückgeführt werden.

Was den Anachronismus betrifft, so ist es für den Frieden zwar nie zu spät, aber auch nie, wie uns die Kriegstreiber einreden möchten, zu früh. Gleiches gilt für den durch die technische Entwicklung ins Abseits seiner selbst geratenen Menschen. Ohne die damit gewonnenen Errungenschaften in Frage zu stellen, muß er doch aufhören, auf dieser abseitigen Bahn, die Lösung seiner Lebens- und Existenzprobleme zu suchen. Bei aller Bewunderung der technischen Leistung darf keinesfalls übersehen werden, daß die Technik ihren Schöpfer zuletzt zu ihrem Produkt herabwürdigt. Denn in ihrem Fadenkreuz steht statt seiner der von *Goethe* geahnte homunculus und der von *Freud* ironisierte „Prothesengott“. Wo findet er die in alledem vergeblich gesuchte Lösung?

Dort, wo der große Helfer mit ausgebreiteten Armen auf ihn wartet, um ihm das Lebensbrot seines Selbstseins anzubieten (Joh 6,35.48). Und dies in einer Dringlichkeit, daß sein Angebot jahrhundertlang den Eindruck einer *Despotie* machte. Erst heute ist der Sinn dieser Dringlichkeit offenkundig geworden. Es gilt, gegen den Sog aufzukommen, den der auf die Technik eingeschworene Zeitgeist auf den Zeitgenossen ausübt. Ihm kann nur mit „despotischem“ Nachdruck widerstanden und gewehrt werden. In den Annalen dieser so nachdrücklichen Einladung besteht die Lösung des Lebensproblems. Denn das Bildwort vom Lebensbrot spricht für sich selbst. Wer es anbietet, will zum Lebensinhalt des Empfängers werden und will ihm zum Glück der Einwohnung in ihm verhelfen. Darauf gestützt, kann er

seines Lebens samt der stupenden Errungenschaften seiner Lebenswelt, vor allem aber seiner selbst wirklich froh werden. Und was will er mehr?

In Gestalt seiner ersten Enzyklika, „Deus caritas est“ hat Papst Benedikt XVI. diese Überlegungen ausdrücklich bestätigt: Sowohl durch die in dieser Klarheit erstmaligen Thematik als auch durch die ebenso philosophische wie poetische Sprache, aber auch die Auslassung moralischer Reizthemen, die er offensichtlich dem Disput der Experten überlassen will. Das Verdienst der Enzyklika besteht vor allem darin, daß sie das Christentum anstatt als Religion der Vorschriften und Verbote als die der Liebe würdigt, durch die es sich, zusammen mit dem angesprochenen und dieser Liebe gewürdigten Menschen, über alle übrigen erhebt. Was hätte ihm mehr ans Herz gelegt werden können?